

Fidel Castro

oder

Die zwiellichtige Revolution

G. Garcia Valencia

Ein Christ fühlt sich für gewöhnlich nicht verpflichtet, bei jeder Gelegenheit sein Christentum zu betonen. Ebenso braucht ein Marxist nicht fortwährend ein Bekenntnis zum Marxismus abzulegen. Der Christ wie der Marxist predigen durch das Beispiel, d. h. ihre Weltanschauung wird aus ihrem Verhalten sichtbar. Niemand erwartet von ihnen rhetorische Beteuerungen und Bekenntnisse zu selbstverständlichen Dingen. Der Konvertit aus Opportunismus dagegen verkündet bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit laut und unaufgefordert seine Überzeugung. Die wirklichen Gläubigen haben das nicht nötig, weil ihr Verhalten so ist, daß niemand daran zweifelt.

Fidel Castro ist Konvertit aus Opportunismus. Er verkündet mit Fanfarenstößen seinen Marxismus oder Leninismus. „Ich werde Marxist sein bis zum letzten Tag meines Lebens!“ ruft er in die Welt hinaus. Sein fortwährendes Erklären, wie es gekommen ist, erinnert etwas an einen Schauspieler, der am Schluß des Dramas dem Publikum seine Rolle erklärt. Auf Castros Reden hin darf man die Revolution in Cuba noch lange nicht als kommunistisch bezeichnen. Castro ist nicht die Revolution. Das Urteil über Castro wird anders lauten als das über die Revolution. Man kann ihm vielleicht den guten Glauben zugestehen, auch politisches Geschick, aber sein Kommunismus steht auf schwachen Füßen. Außerdem hat er die Revolution nicht allein gemacht. Die Revolution war ursprünglich durchaus nicht kommunistisch. Erst durch den Gegensatz zur ursprünglichen Revolution ist Castro zu seinem kommunistischen Bekenntnis gedrängt worden.

Die Presse hat das Ihrige getan, um ein Urteil über Castro zu erschweren. Eine Zeitlang war es Mode, ihn als tropisch-romantischen Guerilla-Häuptling darzustellen. In „Life“, „Look“, „Coronet“ erschien er als ein bärtiger Robin Hood, der die amerikanischen Interessen nicht antasten würde. Als er dann mehr und mehr zum Kommunismus neigte, druckte man seine früheren anti-kommunistischen Erklärungen ab, um ihn den Lateinamerikanern als treulos und verräterisch hinstellen. Zuletzt wollte dieselbe Presse nur mehr nachweisen, daß Castro wirklich Kommunist sei, und nahm seine Erklärungen für bare Münze, besonders seine berühmte Rede vom 1. Dezember 1961.

Die Kommunisten selbst haben sich ebenfalls mit Castro nicht ausgekannt. Anfangs war er bei ihnen ein bloßer Abenteurer und Putschist, dann machten sie aus ihm den Anführer einer „bürgerlich-demokratischen“ Revolution. Noch 1959 versicherten sie, Castro sei kein Kommunist. Als er sich 1960 der UdSSR näherte, glaubten sie, es sei nur ein politischer Schachzug gegen den nordamerikanischen Druck. Ein Jahr später verherrlichten sie ihn als den Mann, den sein echter Marxismus befähigt hatte, die Revolution zu einem glorreichen Ende zu führen.

Castro selbst hat seinen Marxismus nicht genauer präzisiert. Seine langen und nicht übermäßig logischen Reden gestatten jede Auslegung. Je nach Wunsch oder augenblicklichem Bedarf hat man aus Fidel Castro einen überseeischen Tito gemacht, oder auch das Opfer eines machiavellistischen Planes, von den Kommunisten mit übermenschlicher Voraussicht durchgeführt. Andere wieder glauben an ein zwangsläufiges Verhängnis (was den Vorteil hat, daß dann auf niemand eine Verantwortung oder Schuld fällt). Alle derartigen falschen oder zum mindesten zu einfachen Formulierungen enthalten eine gewisse Gefahr für die Zukunft. Wir wollen keinen Faschismus, aber auch keinen „Fidelismus“, der Fidel Castro überdauert.

*

Aus dem Staatsstreich Fulgencio Batistas vom 10. März 1952 wurde eine Sozialrevolution. Viele Umstände haben zusammengewirkt. Cuba war kein Paradies. Revolutionen fallen nicht vom Himmel. Daß das cubanische Volk so einmütig die Revolution unterstützte, hatte seine Gründe, wenngleich nicht alle, von denen man in ausländischen Zeitungen lesen konnte, zutrafen. Man hat viele ungerechte Urteile über Cuba verbreitet.

Manches war in Cuba sogar besser als in anderen lateinamerikanischen Ländern. Der Lebensstandard war verhältnismäßig hoch; aber es gab auch Elend, und zwar in Gegenden, wo man nicht allzu schwer hätte abhelfen können. In den modernen Städten herrschte Wohlstand, auf dem Land kümmerte man sich um den Menschen nur, um ihn auszubeuten. Die soziale Gesetzgebung war fortschrittlich und arbeiterfreundlich; aber sie wurde zum Teil vereitelt durch ein bürokratisches und der Korruption zugängliches Gewerkschaftswesen. Cuba war stolz auf seinen geringen Prozentsatz von Analphabeten; aber in der letzten Zeit war ein gewisser Niedergang im Schulwesen bemerkbar, so daß man sogar von einer Zunahme des Analphabetentums sprach. Die Universität litt unter Studentenunruhen einerseits und fossilen Lehrmethoden andererseits.

Die Landbevölkerung machte 40% aus. Das typisch cubanische Bauernhaus war zwar malerisch, aber ungesund. Eine Umfrage der Agrupacion Catolica Universitaria stellte 1957 fest, daß 85% der Landwohnungen „unter der Zulässigkeitsgrenze“ (francamente objetable) seien. P. Dorta Duque, ein unverdächtiger Zeuge, wies in einem Artikel in Memoria del Congreso Rural (Venezuela 1961) ausführlich nach, welchen Schaden das Latifundienwesen bringe und wie notwendig eine

Agrarreform sei. Die Zahl der Kraftwagen war in Cuba sehr hoch. Im Fleischverbrauch stand Cuba in ganz Amerika an zweiter Stelle. Aber die Cubaner waren nicht zufrieden. Sie hatten kein Vertrauen in ihre politische und soziale Leitung. Einzelne Gruppen benützten diese Stimmung geschickt zur Aufstellung rein negativer Programme.

Ohne den Staatsstreich vom 10. März wäre es vielleicht noch lange so weitergegangen. Das wechselnde Spiel der Wahlen hätte immerhin für einige Zeit ein Sicherheitsventil geboten. Aber im ganzen war Cuba müde geworden. Es war jene Müdigkeit, die man überall in den Ländern trifft, wo die politische Demokratie eine bloße Einrichtung ist, ohne mystischen Zauber. Die vielgerühmte friedliche Entwicklung kam nicht. Als dann der Staatsstreich den staatlichen Rechtsapparat ausschaltete und die politischen Parteien in Verwirrung brachte, war der Boden bereitet für eine Revolution, allerdings eine Revolution ohne führende Köpfe, an die das Land geglaubt hätte. Es war eine Revolution der Jugendlichen, die erst eine Theorie darüber finden mußten.

Das politisch müde Volk aber mußte zuschauen, wie auf die Revolutionäre geschossen wurde. Die öffentliche Meinung wandte sich gegen das Heer. Der Ex-Präsident Ramon Grau San Martin meinte treffend, es handle sich jetzt nur noch um „Stimmzettel oder Gewehr?“ Auf der Seite der Stimmzettel, d. h. einer politischen Lösung, eines demokratischen Kompromisses, standen die bisher führenden Politiker. Die „Jungen“, die Radikalen, hatten kein Vertrauen zu Batista und wünschten gewaltsames Vorgehen. Die große Masse schwankte zwischen beiden Lösungen, während Batista in geschickter Weise die Reste des Aufstandes niederschlug und dabei durchblicken ließ, daß er sich von der obersten Gewalt ebenso friedlich zurückziehen werde, wie er es 1944 getan hatte.

Die Jahre von 1952 bis 1956 vergingen in Diskussionen über die verschiedenen Lösungsmöglichkeiten. Manche, wie der Veteran aus dem Unabhängigkeitskrieg (1899), Cosme de la Torriente, glaubten noch an eine friedliche Lösung. Der Diktator arbeitete nur auf für ihn günstige Wahlen hin. Die „Jungen“ wollten mehr als nur die Beseitigung der Diktatur. Die erste revolutionäre Geste im Jahr 1952 war allerdings nur der Schwur auf die von Fulgencio Batista gestürzte Verfassung von 1940; aber bald darauf sprach man schon von „der Beseitigung der Mißstände, die das ‚Gemetzel‘ verursacht haben“. Der Kontakt mit der sozialen Wirklichkeit weckte das soziale Gewissen. In der revolutionären Bewegung trafen sich Land- und Industriearbeiter und Studenten. Aus der politischen Erhebung wurde eine soziale Revolution. Es ging nicht mehr um einzelne Reformen. Die moralische Krise reichte tiefer. Die politische und moralische Leere, die in Cuba herrschte, hat mehr als alles andere den schließlichen Triumph des Kommunismus verursacht. Ohne diese vorausgegangene Leere hätte Fidel Castro nie eine solche fanatische Anhängerschaft gefunden.

*

Am 26. Juli 1953 veranstaltete Fidel Castro den Sturm auf die Kaserne Moncada. Die Mehrzahl der Angreifer wurde im Kampf getötet oder anschließend hingerichtet. Der jetzige Ministerpräsident verdankte seine Rettung dem Eingreifen des Bischofs Perez Serantes. Seine Rede vor Gericht wurde berühmt. „Die Geschichte wird mich freisprechen“, rief er aus. Wenn man diese Rede heute aufmerksam liest, erkennt man die Taktik Castros von 1953: sich zum Sprecher des Volkes zu machen, ohne den Großen zu nahezutreten, dazu tönende Schlagworte und Ausnützung des in Cuba gegen politische Programme jeder Art herrschenden Mißtrauens.

Seinen Richtern rief er zu: Ich will euch eine Geschichte erzählen. Es war einmal eine Republik. Sie hatte eine Verfassung, Gesetze, Freiheiten. Alle konnten sich verbünden, vereinigen, wie sie wollten: der Präsident, der Kongreß, die Gerichte. Wenn das Volk nicht zufrieden war mit der Regierung, konnte es eine andere machen. Das ist es, was wir jetzt beinahe getan hätten . . .“ Er wendete sich gegen die Latifundienwirtschaft, die Arbeitslosigkeit, die Korruption in der Verwaltung. Er machte sich zum Anwalt der Verfassung, des Bürgersinns, der politischen Demokratie, gegen die Diktatur. Aber gleichzeitig wollte er auch Revolutionär sein, einer der der Revolution einen tieferen Sinn gab. Damals konnte man ihn für einen Romantiker halten, den das soziale Anliegen zum Revolutionär gemacht hatte. Erst mit der Zeit haben ihn der Glaube an sich selbst, sein Opportunismus, seine Entschlossenheit und nicht zuletzt sein Schicksal zu dem gemacht, was er heute ist.

Er wurde zu Gefängnis verurteilt, aber schon am 15. Mai 1954 begnadigt, nachdem sich Batista in einer Wahlkomödie hatte wiederwählen lassen. Ein paar Monate später ging Fidel Castro nach Mexiko, um dort die Expedition der Granma vorzubereiten. Im Land selbst wurde die „Bewegung vom 26. Juli“ (Movimiento del 26 = M/26/7) unter der Leitung von Frank Pais organisiert.

Diese Organisation war im Gegensatz zu den andern revolutionären Verbänden ausgesprochen politisch. Den andern kam es hauptsächlich auf die militärische Schlagkraft an, während ihnen weniger daran lag, das Volk hereinzuziehen. Sie vergaßen dabei, daß eine Revolution vielmehr ein politisch-soziales Ereignis ist als ein militärisches. Von dieser Art war der von dem sogenannten Revolutions-Direktorium veranstaltete Angriff auf das Haus des Präsidenten am 13. März 1957. Diesen Aufständischen, die ihre Herkunft aus der Aula nicht verleugnen konnten, lag vor allem daran, eine kleine schlagkräftige Aktionsgruppe zu haben, um Handstreichs und terroristische Attentate auszuführen. Andere Organisationen bemühten sich, die Armee zu gewinnen, um einen neuen 10. März, diesmal gegen Batista, zu veranstalten. Andere wollten selbst eine geheime Armee aufstellen, um in Habana einen Putsch zu machen und die Macht zu ergreifen. Die „Bewegung vom 26. Juli“ (M/26/7) hatte als Symbole die bärtigen Kämpfer, eine schwarz-rote Fahne und eine herrliche Hymne. Aber bei ihr war das Kriegerische

dem Politischen und dem Propagandistischen untergeordnet. Sie stellte die Revolution auf eine breitere Basis, indem sie zu den Industrie- und den Landarbeitern auch den Mittelstand heranzog.

Die Isolierung der Armee vom Volk führte schließlich den Sturz der Diktatur herbei. Die von der Bewegung veranstalteten kleinen Kampfaktionen hatten psychologische und politische Bedeutung, aber keine militärische. Die Armee rührte sich nicht, um der Diktatur das Leben zu verlängern. Aber in der Stärke der „Bewegung vom 26. Juli“ lag zugleich ihre Schwäche. Ihre Vielseitigkeit und Beweglichkeit kam letzten Endes von dem Mangel an Programm und politischer Leitung. Es war eigentlich nur die Persönlichkeit Fidel Castros, die alles zusammenhielt, nicht so sehr die Organisation, die überdies geheim sein mußte. Die Kämpfer scharten sich um Fidel Castro. Die Ziele der Revolution waren ihnen Nebensache. Die „Bewegung vom 26. Juli“ war ein Produkt der revolutionären Flut. Aber sie war höchstens ein Instrument, das die Revolutionäre benützen konnten. Sie war nicht imstande, eine Revolution zu leiten. Ihre Stärke war nur scheinbar, weil es ihr an klarem Programm und an wirklicher Schlagkraft fehlte.

*

Batista wurde nicht durch eine nationale Befreiungsfront gestützt. Die Diktatur fiel, weil die „Bewegung vom 26. Juli“ den Wünschen aller Gruppen entgegenkam. Es war auch nicht eigentlich ein Sieg mit Waffen. Die reguläre Armee hatte keine Lust, für die Oligarchie und ihre Interessen gegen das Volk zu kämpfen. Noch ahnte die Armee nicht, daß sie selbst aufgelöst werden sollte. Sie wollte nur diese unerfreuliche Regierung los sein. Die Revolution war kein Klassenkampf. Der Terror der Revolutionäre rief den Regierungsterror hervor. Sonst aber war die Regierung gänzlich isoliert. Daß die Revolutionskämpfer mit den Landarbeitern gemeinsame Sache machten, deutete auf eine Agrarrevolution; aber die Mehrzahl der Cubaner erwartete keine soziale und wirtschaftliche Neustruktur, sondern nur Reformen. Daß sich im Hauptherd des Aufstandes, in der Sierra Maestra, so viele von den bisherigen politischen Führern zusammengefunden hatten, schien dafür Sicherheit zu bieten. Herstellung der Verfassung von 1940, freie Wahlen, Aufhören des Militarismus, Gerechtigkeit für den Landarbeiter, Verwaltung ohne Korruption; weiter gingen die Wünsche nicht.

Sollten einmal die Kommunisten in einem andern lateinamerikanischen Land triumphieren, so wird das sicher nicht dadurch geschehen, daß sie die cubanische Revolution kopieren. Wenn die Kommunisten jetzt die Revolution in Cuba als ein Musterbeispiel hinstellen, so vergessen sie, was ihr zum Sieg verholfen hat: die Persönlichkeit Fidel Castros, der gänzliche Mangel an Voraussicht und die besonderen örtlichen Verhältnisse, dazu noch die Unfähigkeit und Selbstsucht der damaligen Machthaber.

Die Auflösung der Streitkräfte Batistas wird von den Fidelisten erzählt (Huberman y Sweasy, in: *Anatomia de una Revolution*): „Am 15. Mai begann die

Offensive. Zwölftausend Mann, über ein Drittel des stehenden Heeres, wurden in der entscheidenden Schlacht in die Flucht geschlagen. Sie hatten Tanks, Jeeps, Panzerwagen, Maschinengewehre, überhaupt die beste Ausrüstung. Die Aufständischen hatten dem nichts entgegenzustellen. Die Wahrscheinlichkeit stand für sie eins zu vierzig. Dennoch siegten sie.“

Die Sierra Maestra und die Berge von Escambray, wo sich die Aufständischen sammelten, hätten ihnen im Fall eines Angriffs wenig Schutz geboten. Aber dieser Angriff erfolgte nicht. Ihre ursprüngliche Zahl von 300 stieg rasch, sobald die Verpflegung gesichert war. Der erste Sieg der Aufständischen war das Gefecht bei La Plata. Damals waren noch kaum Landarbeiter unter den Kämpfenden. Erst der von der Regierung geübte Terror trieb sie in deren Reihen. Ebenso richtete die Stadtbevölkerung, durch die Repressalien erschreckt, ihre Blicke nach der Sierra. Die Hunderte von Cubanern, die in Habana selbst getötet wurden, haben mehr dazu beigetragen, das Heer zu demoralisieren als die unbedeutenden Kriegshandlungen der Aufständischen in der Sierra Maestra. Die Armee verlor jede Lust, noch weiter für Batista zu kämpfen.

*

Nicht jeder Revolutionär ist ein Kommunist. Auch nicht jeder Marxist. Fidel Castro war kein Mitglied der kommunistischen Partei, als er den Angriff auf Moncada unternahm. Mit der P. S. P. (Partido Socialista Popular) trat er wahrscheinlich erst 1958 in Fühlung. Manche meinen, er habe damals einen förmlichen Vertrag geschlossen, aber wahrscheinlich haben die Ereignisse etwaige schriftliche oder mündliche Abmachungen überholt und zu neuen Lösungen getrieben. Es ist wohl richtiger, von einem Zeitpunkt zu sprechen, da sich Castro und die Kommunisten bereits so weit genähert hatten, daß eine Trennung von beiden Seiten nicht mehr möglich war. Im Jahre 1958 war es so weit. Nur so läßt sich erklären, warum er später, als die Revolution gesiegt hatte, die Organisation M/26/7 „Bewegung vom 26. Juli“ nicht als Revolutionspartei gelten lassen wollte. Schon 1959 war der kommunistische Einfluß stark, aber entscheidend wurde er erst 1960. Wie der Prozeß im einzelnen verlaufen ist, läßt sich schwer feststellen. Aber daß die Annäherung schon 1958 begonnen hat, ist sicher. Vor 1958 hatten die Kommunisten kein Interesse an der kleinen Gruppe von Freischärlern in der Sierra Maestra. Unter der Diktatur wurden sie nicht verfolgt. Erst im Sommer 1958 konnte man den Sieg der Castristen voraussehen.

Die PSP (Partido Socialista Popular) verurteilte den Angriff auf Moncada als einen gewöhnlichen Putsch, der er war. Auch das Granma-Unternehmen 1957 gefiel den Kommunisten nicht. Wie sich die Kommunisten zum M/26/7 stellten, erkennt man aus einem wenig bekannten Dokument, das im Juni 1957 in Habana geheim gedruckt wurde. Es ist die etwas verspätete Antwort auf ein Schreiben der M/26/7 an die SAR (Sociedad de Amigos de la Republica, eine Vereinigung unter

dem Vorsitz von Cosme de la Torriente, die zwischen Batista und seinen Gegnern zu vermitteln suchte), in dem die M/26/7 ihre gewaltsamen Methoden durch das Versagen der politischen Lösungen zu rechtfertigen suchte. Darin heißt es: „Unsere (die kommunistische) Partei hat rechtzeitig vor dem 30. November (Datum der Erhebung in Santiago de Cuba) Ihnen sowohl wie Fidel Castro und den übrigen Leitern des M/26/7 zu verstehen gegeben, daß wir grundsätzlich von Ihrer Methode und Ihren Zielen hinsichtlich der Lage des Landes abweichen. Wir haben damals mit Bestimmtheit erklärt, daß mit Einzelaktionen nichts erreicht wird. Die Tatsachen haben uns Recht gegeben . . . Mit derselben Bestimmtheit sagen wir auch jetzt wieder, daß die Taktik von der Sie in dem bewußten Dokument reden, unzureichend und verkehrt ist. Wir sind überzeugt, daß wir auch jetzt wieder Recht haben. Unsere Geschichte beweist, daß niemals die Einzelaktion, die Unternehmungen von Gruppen oder Personen, die von ihren Wünschen ausgingen und nicht von der wirklichen Situation, die nicht die Masse zum Kampf heranzogen, auf Erfolg rechnen konnten . . . Was die Sabotage und das Anzünden der Zuckerrohrplantagen angeht, so beurteilen wir diese Dinge ähnlich wie die Gegner des Terrorismus. Ein Sabotageakt kann Aufsehen machen, auch für den Augenblick Verwirrung stiften, aber ein Betrieb wird dadurch nicht gelähmt . . . Nein, verehrte Kompatrioten, heute ist nicht das Klima von 1895 (Beginn des Unabhängigkeitskrieges gegen Spanien). Gegenwärtig kann man mit dem besten Willen nicht sagen, daß sich das ganze Land im Kriegszustand befindet.“

Damals, 1957, glaubte die PSP noch an politische Lösungen. Ihr Plan war, sowohl die Diktatur als auch die revolutionären Gruppen mit ihren eigenen Leuten zu durchsetzen. Ihr Marxismus war damals nur mehr Opportunismus. Für die kleine Gruppe von Männern, die als Flüchtlinge in der Sierra Maestra lebten, wollten sie sich keiner Gefahr aussetzen. Kämpfer aus der M/26/7, die damals gefaßt wurden, erinnern sich, wie sie von den Kommunisten als „Terroristen“ und „Putschisten“ behandelt wurden. So berichtete damals Ernesto Vera in der Zeitschrift „Revolucion“. Heute ist er selbst ein hundertprozentiger Leninist.

Immerhin gaben die Kommunisten zu, wie es in dem erwähnten Dokument heißt, daß die M/26/7 ihnen als revolutionäre Bewegung nahestand. „Wir möchten betonen, daß unter den verschiedenen politischen Organisationen, die gegenwärtig in Cuba tätig sind, die M/26/7 sich in ihren Zielen und Methoden uns am meisten nähert, wenn sie auch noch nicht genügend den (nordamerikanischen) Imperialismus als das Haupthindernis für Freiheit und Fortschritt in unserem Vaterland in den Vordergrund stellt.“

*

Wieweit kann man Fidel Castro als Marxist bezeichnen? Er ist kein Fanatiker im gewöhnlichen Sinn, wenigstens nicht einer, bei dem der Kommunismus an die Stelle eines verlorenen Glaubens getreten ist. Erst recht ist er kein marxistischer

Doktrinär. Von einem Kommunistenführer erwartet man theoretische Kenntnisse und Selbstdisziplin. Fidel Castro ist ohne Zweifel ein genialer Agitator, aber er ist undiszipliniert und hat von Theorie keine Ahnung. Er ist auf ganz anderem Weg zum Kommunismus gekommen. Er hat nicht etwa damals in der Sierra den Marxismus entdeckt. Mit Begriffen hat er sich nie viel abgegeben. Sein Weg zum Kommunismus war nicht der des überzeugten Gläubigen, der sein Verhalten nach seinem neuen Credo einrichtet, sondern er hat sich einfach in einer Lage befunden, in der es ihm zweckdienlicher erschien, Kommunist zu werden.

Die Revolution ist zur Macht gekommen, ohne daß eine wirkliche Bewegung bestand und ohne ein bestimmtes Programm. Es bestanden zwei Möglichkeiten: Entweder gar keine wirkliche Revolution machen, sondern nur Reformen anstreben, ohne die Struktur des Landes wesentlich zu verändern; oder den von der kommunistischen Partei befürworteten Weg einschlagen, den zum Stalinismus. Ein Mittelweg wäre vielleicht gewesen, aus der M/26/7 ein wirkliches revolutionäres Instrument zu machen und mit ihrer Hilfe das Land umzugestalten. Aber dazu fehlte es wieder am Programm. Eine Ideologie läßt sich nicht improvisieren. Das Richtige wäre gewesen, die Situation zu nehmen, wie sie war, und mit den verfügbaren Kräften erreichen, was sich erreichen ließ. Fidel Castro wäre so ein großer Staatsmann und Revolutionär, aber er hätte nicht den propagandistischen Apparat der Kommunisten zur Verfügung. Eine allmähliche, gesunde Entwicklung herbeizuführen ist in den lateinamerikanischen Ländern allemal eine schwierige Aufgabe. Da Fidel Castro dafür weder ein Programm hatte noch ein schlagkräftiges Instrument zur Durchführung, fälschte er kurzerhand den Inhalt der Revolution und stürzte sich in ein Abenteuer, ohne an die Folgen zu denken. So wurde das Land ein Opfer seines Egoismus. Er kannte seine Grenzen nicht. Sein Charakter trieb ihn zum Totalitarismus.

*

Fidel Castro vereinigt in sich manche Widersprüche. Wäre er ein einfacher Betrüger, dann hätte er nicht so viele getäuscht. So aber vereinigt er mit seinem Zynismus ein gutes Teil Naivität. In seinen Reden zeigt er sich manchmal stolz darauf, sein Vaterland einem paradiesischen Zustand zuzuführen, dann ist er wieder besorgt, es könne schief gehen, oder er redet, als ob ihm an seiner Nation nichts liege. Trotz Fanatismus und Mangel an Bildung kann er ein geschickter Redner sein, wie er es bei der „Euration“ von 1959/60 gezeigt hat, wo er alle nichtkommunistischen Revolutionäre beseitigte. Aber ein Abenteurer ist nicht ohne weiteres ein Staatsmann. Fidel Castro glaubt, die Welt zu ändern, indem er wirkliche oder angebliche Angriffe enthüllt. Er hält endlose blutrünstige Reden. Zuweilen sieht er sich genötigt, den Theoretiker zu spielen. Dann entwirft er Programme und doziert Marxismus. Er kann die Ideen anderer wiederholen und auch kritisieren, aber neue eigene Gedanken hat er nicht. Im Gegensatz zu Castro sind die Reden

des Argentiniers Che Guevara kalt, kurz, logisch, ohne Theatereffekt, aber überzeugend, weil sie eben einen überzeugten, wirklichen Marxisten verraten, der mit ein paar Worten mehr sagt als Castro in ein paar Stunden.

Während des ganzen Aufstandes hatte Fidel Castro keine andere Linie als den Opportunismus. Bei Gelegenheit beteuerte er, nichts anderes zu wollen als die Armee Batistas zu beseitigen. Später machte er sich nichts daraus, sich von den andern anti-Batistianischen Gruppen loszusagen, mit denen er seinerzeit in Miami durch seine Vertreter den Bund geschlossen hatte. Sein Weg ging im Zickzack, nur sorgte er dafür, daß er selbst immer im Vordergrund blieb, aller Erwartungen auf sich zog. Derselbe Fidel Castro, der ohne Unterschied Attentate gegen Soldaten und Polizisten angeordnet hatte, ließ später ein Flugblatt drucken mit dem Titel „Vom 26. (Juli) zur Armee“. Darauf kann man einen Bärtigen sehen, der einem Soldaten die Hand schüttelt.

Der Kommunist Fidel Castro fühlt sich in der Rolle eines amerikanischen Mao-Tse-tung. Demokratie ist für ihn unbrauchbar. Zur Demokratie gehört Auseinandersetzung, Rücksicht auf andere, der Wunsch zusammenzuleben und sich zu vertragen, die Ansicht, daß in der Politik alles relativ ist und daß jede Autorität ihre Grenzen haben muß. Castro ist Totalitarist. Er kennt nur zwei Klassen: die Revolutionäre und die Gegenrevolutionäre. Die Gegenrevolutionäre sind für ihn Menschen zweiter Klasse, „gusanos“ (Würmer). Was Castro beim Kommunismus anzog, war die Stoßkraft, die Unkompliziertheit, der Personenkult, der Kult der Macht. So ist auf einmal hier am Rand des Karibischen Meeres eine Sache erschienen, die den schlimmsten blutigen Diktaturen der lateinamerikanischen Vergangenheit in nichts nachgibt, nur in neuem Gewand. Castros politischer Opportunismus wurde zum ideologischen Opportunismus, sobald die Revolution gesiegt hatte. Die Revolution hatte schon drei Jahre gedauert, als er das Bedürfnis empfand, die Welt über seine ideologische Haltung aufzuklären und das Mißverständnis derer zu beseitigen, die bis dahin an seine „Humanistische Doktrin“ geglaubt hatten.

Castro behauptete zwar in seiner Rede, daß er zur Zeit des Angriffs auf Moncada schon fast genau so gedacht hätte wie jetzt. Aber gleich darauf, in derselben Rede, sagte er das Gegenteil. Auch behauptet er, ein Kommunist bleiben zu wollen „bis zum letzten Tag seines Lebens“, und gesteht gleichzeitig, daß er das „Kapital“ von Karl Marx nicht bis zu Ende gelesen habe. Die kommunistische Propaganda erklärt alles mit dem Druck der Vereinigten Staaten. Die phantastische These, daß der Imperialismus Nordamerikas Castro zum Kommunismus geführt hätte, stammt von Sartre. Richtig ist, daß der nordamerikanische Druck die cubanische Revolution in eine den Vereinigten Staaten feindliche Haltung gedrängt hat. Aber damit war sie noch lange keine kommunistische Revolution. Vielmehr wurden die nichtradikalen Elemente in der Revolutionsbewegung von Castro einfach gewaltsam unterdrückt.

*

Es ist schwer zu sagen, was aus der cubanischen Revolution ohne Castros Eingreifen geworden wäre. Aber so viel ist sicher: wenn man die revolutionären Manifeste, Flugschriften und Erklärungen der M/26/7 vor 1959 und auch noch nachher, liest, so wird einem klar, daß auch die radikalsten Kreise der Bewegung nicht daran dachten, Cuba der russischen Politik zu unterwerfen, die Revolution zu „stalinsieren“.

Noch im Jahr 1959 fiel auf, daß die führenden Revolutionäre lauter junge Leute waren. Auswärtige Journalisten berichteten, wie ihnen die vielen jugendlichen Gesichter in den Ämtern und bei den politischen Versammlungen einen günstigen Eindruck gemacht hätten. Seit 1961 spätestens sieht man wieder überall die abgelebten, zynischen Gesichter der alten cubanischen Politiker, derselben Kommunistenführer, die 1940 mit Fulgencio Batista paktierten und die 1957 die Leute vom M/26/7 als Putschisten und Terroristen brandmarkten.

So ist denn Fidel Castro trotz der mystischen Aureole, die ihn zur Zeit umgibt, nur einer von den vielen, die als Weltverbesserer auftreten und im Blut enden. Sie rechtfertigen ihre Untaten mit ihrer Sendung als Glücksbringer, und am Ende hinterlassen sie nur Ruinen.

ZEITBERICHT

Die Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung – Pastor Boegner in der Académie Française – Schwarze Arbeitskräfte in Frankreich

Die Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung

Die vierte Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung (Montréal 12.–26. Juli 1963) ist die erste seit der Integration dieser Bewegung in den Ökumenischen Rat der Kirchen auf der Weltkirchenkonferenz von 1954. Sie befaßt sich mit den theologischen Problemen, die auch Gegenstand der beiden letzten Weltkirchenkonferenzen – Evanston 1954 und Neu-Delhi 1961 – waren.

Dem Ziel der Bewegung entsprechend hat sich die von 400 Vertretern der Mitgliedkirchen des Weltkirchenrates beschickte Konferenz kein spezielles Thema gesetzt. „Glauben und Kirchenverfassung“ ist, so könnte man sagen, das theologische Gewissen des Weltkirchenrates und daher allen Problemen zugewandt, die dort sichtbar werden. Es ergibt sich dabei von selbst, daß alle Überlegungen letztlich um die Frage nach der Einheit der Kirche kreisen, die die Grundfrage des Ökumenischen Rates, ja der gesamten Christenheit von heute ist. Deshalb bildet das in Neu-Delhi